

Predigt über Pred. 3, 5: Steine wegwerfen hat seine Zeit, Steine sammeln hat seine Zeit.

17.11.2024

Prof. Dr. Claudia Jahnel

Institut für Interkulturelle Theologie und Religionswissenschaft

„Ich werde nie den Kampf um eine Zukunft aufgeben, in der Amerikaner:innen ihren Träumen, Ambitionen und Hoffnungen nachjagen können“, so verkündete US-Vizepräsidentin Kamala Harris letzte Woche.

Starke, tröstende, mutmachende Worte sind das – nach einer Wahlniederlage, die für viele Bürgerinnen und Bürger in den USA das vorläufige Ende der Hoffnung auf eine gerechtere Gesellschaft bedeutete. Jetzt, so aber Harris, ist nicht die Zeit, zu verzweifeln, sondern Zeit, die Ärmel hochzukrempeln und für Freiheit und Gerechtigkeit zu kämpfen!

Manchmal braucht es heroische Sätze. Erst recht, in einer Zeit, in der „Schwarz“ gelesen US-Bürgerinnen und Bürger – am Tag nach der Wahl – anonyme Textnachrichten mit der Aufforderung erhielten, sich bei einer Plantage zum Baumwollpflücken melden. Oder wenn – ebenfalls kurz nach Bekanntgabe der Wahlergebnisse – Frauen mit der Botschaft von Männern konfrontiert werden: „Your body. My choice. Forever.“

Die lange Geschichte rassistischer Gewalt und frauen- und menschenfeindlicher Verachtung erhält neuen Antrieb – keineswegs nur in den USA. In dieser Situation treffen mich die Worte von Kamala Harris: „Ich werde nie den Kampf um eine gerechtere Zukunft aufgeben!“ — auch wenn mir eigentlich nicht nach Kampf zumute ist – zu viel Krieg herrscht und beherrscht uns zur Zeit.

Deshalb habe ich in meiner Auseinandersetzung mit dem Wort für die Predigt zunächst mit dem Bild gerungen: „Steine werfen hat seine Zeit“. Bilder von Straßenschlachten in Kreuzberg oder in Israel stehen mir vor Augen. Steine werfen als Ausdruck des Protests, der Wut, aus Hass und aus Verzweiflung – und manchmal auch aus Routine, weil Steinewerfen als Symbol zum Widerstand dazu gehört. Tief in meinem Inneren verurteile ich zerstörerische Gewalt – aber darf ich mir wirklich ein Urteil anmaßen, wenn junge Menschen Steine werfen, weil sie keine Zukunft für sich sehen?

So wird das Steinewerfen eine Anfrage an mich und die verschiedenen, im Grunde sehr privilegierte Welten, in denen ich zuhause bin: die Uni, die Kirche, die Familie und andere soziale Räume. Selbst eine „Mission zu haben“ und nicht aus Verzweiflung, Machtlosigkeit, existentieller Aussichtslosigkeit und Verletzlichkeit getrieben zu sein, ist bereits ein Privileg.

Doch das Bild des Steinewerfens markiert nur den Anfang meiner Auseinandersetzung mit dem heutigen Predigttext. Ich habe mit dem Vers mehrere Transformationen durchgemacht und inzwischen den Eindruck, dass gerade die **Mehrdeutigkeit** des Bildes die eigentliche Botschaft ist. Die **verschiedenen** Perspektiven, die das Bild von Steinewerfen anbietet, lassen die Suche nach „der einen“ Interpretation fraglich erscheinen. Ich denke an die ghanaische Schriftstellerin Chimanda Ngozi Adichie, die in dem Ted Talk „The Danger of a single story“ davor warnt, *nur eine einzige* Geschichte über eine andere Person, ein anderes Land, einen Text, eine Geschichte zu erzählen. Ein Deutungsmonopol reduziert den ungeheuren Bedeutungsreichtum, den auch der heutige Predigttext offenbart.

Ich war also überrascht, als ich in meinen Nachforschungen über das Bild vom Steinewerfen entdeckte, dass es hier nicht nur oder vielleicht nicht einmal im ersten Sinne um „Steinewerfen“ aus Protest und für gesellschaftliche Veränderungen geht, sondern wörtlich darum: „Steine aus dem Acker heraus zu werfen“, um das Feld zu bestellen.

Und schon schiebt sich ein ganz anderes Bild vor mein inneres Auge: der Sämann von van Gogh, der bei untergehender Sonne, die Saat auf den frisch bereiteten Boden verteilt. Ein ländliches Bild mit leichter Kitsch-Note. Im städtischen Hamburg wie in vielen anderen Orten vielleicht eher fremd oder romantisch?

Doch der Kitsch ist Camouflage und verdeckt die Radikalität des Bildes. Denn um Neues zu säen, muss erst einmal Platz gemacht werden. Die Steine müssen aus dem Feld geworfen werden, damit der Same und damit neues Leben die Möglichkeit bekommen, zu wachsen.

Mit diesem Bild komme ich unmittelbar zum roten Faden der Predigtreihe: What’s your mission? Meine „mission“ ist – in a „nutshell“: jenen Stimmen zuzuhören und v.a. auch im Raum von Theologie und Kirche Raum zu geben, die bisher am Rande stehen, nicht wahrgenommen und unsichtbar gemacht werden. Interkulturelle Theologin zu sein ist unbequem, weil es bedeutet, permanent die Komfortzonen zu verlassen und lieb gewordene Steine aus dem Feld von Theologie, Kirche und Gesellschaft in Frage zu stellen. Eine interkulturell, interreligiös lernende und damit gerechtigkeitsorientierte und globalere Theologie, Kirche und Gesellschaft zu werden, wie es

sich heute auch kirchliche Verlautbarungen wünschen, bedeutet, sich von vertrauten Perspektiven sowie von den ein oder anderen Privilegien zu verabschieden.

In der im Entstehen begriffenen EKD-Orientierungshilfe „Lernende Kirche“, an der ich mitwirken darf, heißt es (Stand heute):

„Lernende Kirche [und Theologie] werden, heißt zu allererst, hörende Kirche [und Theologie] zu sein. Wir sollten verlernen zu meinen, immer schon die Lösung der Probleme zu kennen. Lernende Kirche [und Theologie] heißt auch, Liebgewordenes zu verlernen und ausgetretenen Pfade zu verlassen. Es heißt, sich von jenen Kirchen herausfordern zu lassen, die sich im Zuge von Migrationsprozessen vor Ort neu bilden, Grenzverschiebungen zuzulassen und Konflikte auszuhalten.

Lernende Kirche [und Theologie] werden, heißt, bereit zu sein, sich in das Dickicht der Pluralität des Christentums zu wagen und zu erkennen, dass das europäische Christentum nicht das Ende der Wege Gottes mit den Menschen ist, sondern nur eine der vielen Geschichten Gottes mit den Menschen unter anderen.“

Daneben gibt es viele andere Geschichten und Stimmen, etwa die andiner Theolog:innen, die die christliche Theologie und die Verehrung der andinen Göttin, Pachamama, Mutter Erde, zu einer überzeugenden Schöpfungsethik und -spiritualität vereinen. Oder Theologien des Schmerzes asiatischer Theolog:innen, die eine Neuinterpretation der Kreuzes-Theologie vollziehen: Nicht die Rechtfertigung des Sünders steht hier im Vordergrund, sondern dass sich Gott mit jenen identifiziert, die **tagtäglich** gekreuzigt werden.

Lernende Theologie, Kirche – und Gesellschaft – zu sein, heißt nicht nur Dinge zu verlernen. Es bedeutet auch: mutiger zu schreiben und etwas Neues zu schreiben.

Und schließlich: Lernende Theologie, Kirche und auch Gesellschaft zu sein, heißt, sich die eigene Vulnerabilität, Verletzlichkeit bewusst zu machen. **Sie** ist die Grundlage für Veränderung und Hoffnung auf Veränderung. Das haben wir in der Evangeliumslesung aus dem Johannesevangelium gehört: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, bleibt es allein; wenn es aber erstirbt, bringt es viel Frucht.“

Auf diese Verletzbarkeit verweist auch das Bild vom Steinewerfen vor der Saat – das ist meine dritte und – vorläufig – letzte Transformation im Umgang mit dem Text.

Lassen Sie uns nochmal genauer hinsehen: Noch nie war das Bestellen von Feldern ein romantisches Geschäft. Es war und ist noch immer harte Arbeit, und der Lohn dafür ist in vielen Teilen

dieser Welt viel zu gering. Außerdem ist es ein Prozess, der beständig bedroht ist. Der Kreislauf von Säen und Ernten ist mitnichten eine Selbstverständlichkeit. Gelingen die Aussaat und das Keimen **nicht**, dann gibt es keine gute Ernte, sondern ein Jahr des Hungerns. Und selbst gentechnisch verändertes Saatgut, das höhere Erträge und höhere Widerstandskraft verspricht, endet letztlich „tödlich“ – weil diese Hybridpflanzen nicht samenfest sind und ihre Eigenschaften nicht an die nächste Generation weitervererben. Sät man ihre Samen erneut aus, kommen deformierte, schwächliche Pflanzen zum Vorschein, die oftmals als Super-Unkraut andere Pflanzen verdrängen.

Die ökonomischen Abhängigkeiten, aber auch die Katastrophen, von denen heute alle, aber in besonderer Weise Menschen im globalen Süden betroffen sind – Trockenzeiten und Starkregen –, die den Prozess des Keimens des Samens unterbrechen, zeichnen sich schon im Alten Testament. Dasselbe gilt für Existenznot der Bauern und Bäuerinnen:

Auf sieben üppige Jahre der Fülle folgen, so erzählt das erste Buch der Bibel in seinen letzten Kapiteln, sieben magere Jahre. Und der schlaue Pharao Ägyptens, der durch seinen Traum von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen die Hungersnot im Land vorhersieht, lässt die Nahrungsversorgung monopolisieren. Damit führt er das Prinzip des Mangels und der Knappheit in die Weltwirtschaft ein. Zum ersten Mal sagt jemand in der Bibel: „Es ist nicht genug. Lasst uns alles bekommen.“

Es kommt wie geplant: Joseph verwaltet im Auftrag des Pharaos das Monopol Ägyptens. Als die Ernte ausfällt und die Bauern kein Essen mehr haben, kommen sie zu Joseph und bitten um Hilfe. Und Joseph sagt im Auftrag Pharaos: „Welche Rückversicherungen könnt ihr uns geben?“ Und die Bauern geben ihr Land auf für Nahrung, und dann im nächsten Jahr geben sich auch noch das Vieh weg. Im dritten Jahr haben sie nur noch sich selbst als Pfand. Und so sind die Kinder Israels zu Sklav:innen, Migrant:innen und Flüchtlingen geworden – durch eine ökonomische Transaktion.

Steine aus dem Acker werfen hat seine Zeit. Steine sammeln hat seine Zeit. Das ist kein Gesetz der Natur, kein Automatismus, kein immerwährender Zeitenzyklus, kein Perpetuum mobile. Mit der Pharaogeschichte verliert das Bild seine Unschuld und gemahnt an die Gier, die die Ausbeutung von menschlicher und mehr-als-menschlicher Natur befördert.

Aber auch der Pharao hat es letztlich nicht in der Hand, den Zyklus der Natur von der Zeit der Aussaat bis zur Ernte zu kontrollieren. Das Keimen und Wachsen ist seiner Handlungsmacht entzogen. Die Zeit dazwischen, die Zeit des Keimens ist verletzbar Zeit – eine von Stillstand, Krise, Krankheit bedrohte Grenzzeit. Jedes Zyklusende kann das Weltende bedeuten. In Ägypten damals wusste man das. Deshalb wurden dort Pflügen und Aussaat mit Bestattungs- und Trauer Ritualen verbunden. Man trauert, denn das Samenkorn wird zum Sterben in die Erde gelegt.

Die liminale Phase zwischen der Aussaat und der Ernte ist lebensentscheidend. Deshalb bedarf die Zeit der Aussaat tiefer Aufmerksamkeit: Spüren, Einfühlung, Achtsamkeit für den richtigen Kairos, in dem es gilt zu handeln und zuzugreifen.

Wann ist es „Zeit“ zu handeln, das Feld zu bestellen, den Samen in die Erde zu werfen, in der Hoffnung, dass er keimt? Wer bestimmt den Augenblick, den Kairos? Was sind die Zeichen der Zeit? In der Feldbestellung sind die Zeiten irgendwie vorgegeben: Im Oktober und November werden die Wintergetreide gesät, die den Winter über keimen, im Frühjahr die anderen. Wann aber ist die geeignete Zeit für Veränderung, für Neues, für Protest? Gibt es die überhaupt?

Kamala Harris hat einen wichtigen Kairos gefunden und genutzt: Die Wahlniederlage ist nur vorläufig. Alles hat seine Zeit, und jetzt ist die Zeit, den Kampf um die Zukunft der Hoffnungen und Ambitionen NICHT aufzugeben.

Ich wünsche mir eine Kirche, Theologie und Gesellschaft, die fähig ist, die Zeichen der Zeit zu erkennen und zu handeln gegen rassistische und andere menschen- und naturfeindliche Gewalt. Denn diese Gewalt ist, so der jüngst verstorbene peruanische Theologe, Gustavo Gutierrez – ein „Attentat auf Gott“. Daher: **Jetzt** ist die Zeit, zu handeln.